

## **Margarete Stokowski, Trägerin des Luise-Büchner-Preises 2019**

### **Luise-Büchner-Preis Rede am 24. November 2019 im Literaturhaus Darmstadt**

Liebe alle,  
ich danke der Luise Büchner-Gesellschaft,  
der Jury, dem Lions Club Luise Büchner,  
**Alena Schröder** für die Laudatio

und all denen, die mich in meiner Arbeit unterstützen – indem sie mich inspirieren oder kritisieren, indem sie als Verlag oder Redaktion hinter mir stehen, oder indem sie als Leser\_innen oder Buchhändler\_innen meine Texte weiterverbreiten. Also kurzgesagt, ich danke allen, die dafür sorgen, dass ich weitermachen kann.

Weitermachen – das ist im Grunde das, was man die ganze Zeit tut, wenn man als feministische Autorin arbeitet. Man macht weiter, was andere angefangen haben. Und wieder andere – hoffentlich weitermachen werden. Ich könnte keine feministischen Texte schreiben, so wie ich sie schreibe, und ich könnte hier auch nicht stehen, wenn es nicht die ganze riesige Reihe an Vorkämpferinnen gegeben hätte, die sich für Frauenrechte eingesetzt haben, zu Zeiten, als das noch viel mehr Mut brauchte als heute.

Es gibt immer wieder Diskussionen darüber, ob der Begriff „Feminismus“ noch angemessen ist für das, was wir tun. Ob der Begriff nicht auch Leute abschreckt. Aber sagen wir mal so: jemand, der sich von dem Begriff Feminismus abschrecken lässt, bei dem muss man noch ganz andere Erklärungsarbeit leisten, da wird ein neuer Begriff es nicht unbedingt rumreißen. – Und: Bei anderen Bewegungen kann man sich über den Namen auch lange streiten. Die Anti-Atom-Bewegung ist gar nicht gegen Atome und heißt trotzdem so, und niemand beschwert sich.

Für mich bedeutet Feminismus, dass alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Sexualität und ihrem Körper dieselben Rechte und Freiheiten haben sollen. Man könnte das auch anders nennen. Leute kommen dann immer schnell mit „Humanismus“ und solchen Sachen, aber das ist kein Begriff, der irgendwie klarer wäre als Feminismus.

Oder sie sagen, der „-ismus“ stört sie, weil das so nach Ideologie klingt, aber das ist meistens auch eine ziemlich ermüdende Diskussion, denn da müsste man dann auch gleich noch klären, ob man denn noch Journalismus machen darf.

Vor allem aber glaube ich, dass wir beim Begriff „Feminismus“ bleiben sollten, weil es eine sehr traurige und unwürdige Entscheidung wäre, sich von all denen abzugrenzen,

die diese Kämpfe begonnen haben. Von denen, die dafür gesorgt haben, dass Frauen wählen können, studieren oder Bücher unter eigenem Namen veröffentlichen.

Ich würde gerne darüber reden, was es für mich bedeutet, mich in diese Reihe zu stellen. Nicht in dem Sinne, dass ich mich für genau so groß und wichtig erkläre wie frühere Feministinnen, sondern in dem Sinne, dass ich denke: Die Arbeit, die wir heute machen, ist eine Fortsetzung von dem, was feministische Vorkämpferinnen zu früheren Zeiten geleistet haben. Ich würde gerne über Vorbilder sprechen, über Lernen und über Solidarität unter Frauen, und über Klischees und Mythen, die es Frauen heute immer noch schwer machen.

Wenn ich als Kind gefragt wurde, ob ich ein Vorbild habe, dann habe ich die meiste Zeit Nein gesagt. Woran das genau lag, finde ich – erstmal – schwierig zu beschreiben, aber ich kann sagen, wann es sich geändert hat. Ich muss ungefähr 13 gewesen sein, als wir im Französischunterricht Referate über berühmte Leute halten sollten. Weil ich gerade eine Biographie über Marie Curie gelesen hatte, wählte ich Marie Curie – man sagt in Deutschland immer Marie Curie, aber meine Mutter würde mich jetzt korrigieren und sagen: Sie hieß Marie Skłodowska Curie.

Und vielleicht ist es eine relevante Info, jedenfalls sagte ich ab da, wenn jemand mich fragte, wer mein Vorbild sei, dass es Marie Curie ist. Eine Frau, eine Polin, eine Physikerin, die zu einer Zeit als Wissenschaftlerin erfolgreich war, als das nicht unbedingt der Standardweg war, den Frauen gingen – und die dabei auch noch zwei Nobelpreise bekommen hat.

Ich habe mich damals – als Kind – sehr für Physik interessiert, und natürlich kannte ich Namen von männlichen Physikern, aber ich wäre nie im Leben auf die Idee gekommen, einen von denen als mein Vorbild zu bezeichnen. Ich wäre auch nie auf die Idee gekommen, eine Biographie über einen von denen zu lesen – warum auch? Ich hatte nicht das Gefühl, dass das etwas mit mir zu tun hat.

Jetzt könnte man sagen, meine Güte, dann warst du halt etwas beschränkt als Kind – du hättest dir ja auch einen Mann als Vorbild aussuchen können. Ja, könnte man sagen, aber andererseits: Erwachsene sind da oft auch nicht so viel offener als ich es war.

Kleines Experiment. Fragen Sie mal einen Mann, welche Frauen seine Vorbilder sind. Ich habe dieses Experiment schon häufiger durchgeführt, ich kann Ihnen sagen, was sehr oft rauskam. Erst: kurzes Überlegen. Sie denken nach. Dann: freudig erhellter Blick, es fällt ihnen jemand ein. Und dann nennen sie: ihre Mutter, oder ihre Großmutter. Ich würde sagen, ungefähr drei Viertel der Fälle laufen so ab.

Das ist irgendwie süß, aber auch bescheuert. Wenn die Männer, die man fragt, das dann begründen sollen, dann sagen sie sowas wie: Sie hat sich echt aufgeopfert für die Familie und war trotzdem immer gut drauf. Okay cool, die einzige Frau, die dir einfällt als Idol, ist eine, die sich *für dich und andere* aufgeopfert hat? Das ist nicht so viel!

Wenn man sich heute ansieht, wie viele Frauen sich Feministinnen nennen, und wie viele Männer sich Feministen nennen, dann liegt das glaube ich auch – nicht nur, aber auch – an dieser Vorbild-Beschränktheit. Man nennt eben Leute eher ein Vorbild, wenn man ihnen in irgendeiner Art auch schon etwas ähnlich ist – und das sind oft solche Kategorien wie Geschlecht, Herkunft, Hautfarbe. Man stellt sich nicht so leicht in einer Reihe mit Leuten, von denen man das Gefühl hat, sie leben irgendwie in einer anderen Welt.

Als ich angefangen habe, mich mit Feminismus zu beschäftigen, hätte ich vielleicht gerade mal zwei oder drei bekannte Feministinnen nennen können.

Man lernt diese Namen nicht in der Schule, oder sagen wir mal so, ich habe diese Namen damals nicht in der Schule gelernt. Feministische Klassiker, frühe feministische Literatur, überhaupt feministische Literatur, das gehört für viele Leute nicht in den sogenannten Kanon.

Später, als ich dann mein erstes Buch – Untenrum frei – schrieb, hatte ich zwar schon einiges an feministischen Texten gelesen, aber eher sehr ausgewählte Sachen. Philosophietexte, im Studium, ein paar Romane, oder aktuelle Sachbücher, von heute. Und dann schrieb ich also mein erstes Buch und fing an, mir Texte von Feministinnen aus den 60er, 70er, 80er Jahren durchzulesen.

Das Gefühl, das ich dabei hatte, war eine sehr spezielle Mischung aus Begeisterung und Wut. Begeisterung, wie gut das war, was ich da las, und Wut darüber, dass ich es nicht schon vorher gekannt hatte.

Wenn wir Texte von früheren Feministinnen lesen, dann können wir verschiedene Dinge daraus lernen:

Zum einen, natürlich, das, worüber sie schreiben. Wir können den historischen Stand erfahren, der damals galt, bezüglich der Frage nach der Freiheit und Rechten von Frauen. Wir können ihre Argumente nachvollziehen und die Widerstände sehen, gegen die sie gekämpft haben, und wir können daraus lernen, wie unsere heutigen Kämpfe damit zusammenhängen.

Aber zum anderen sehen wir auch, wie weit wir schon gekommen sind – und wie wenig selbstverständlich die Freiheit sind, die wir heute haben.

Bei Luise Büchner kann man zum Beispiel sehen, wie sie dafür gekämpft hat, dass Mädchen und Frauen Zugang zu Bildung bekommen, dass sie einen Beruf ausüben können. Wir wissen, *irgendwie*, dass *jemand* diese Kämpfe geführt hat, aber wir denken nicht genug darüber nach, was das damals hieß.

Luise Büchner schreibt in ihrem Buch „Die Frauen und ihr Beruf“<sup>1</sup>, das sie 1855 anonym veröffentlichte – das wird jetzt keine Vorlesung, aber ich muss das etwas länger zitieren:

„Es liegt in der Natur der Sache, und wir finden es fast bei allen Völkern wieder, auf welcher Kulturstufe sie nun stehen oder stehen mochten, daß die kleinen, täglich wiederkehrenden Sorgen um den Haushalt dem weiblichen, als dem schwächeren Theile der Bevölkerung, zufallen, während sich der Mann den schwereren Arbeiten unterzieht.

Dieß Verhältniß ist zu natürlich, um sich jemals ändern zu können, und alle schon aufgestellten Theorien von der Emancipation des Weibes, werden es nicht dahin bringen, daß der Mann zu Hause koche oder nähe, während die Frau draußen auf der Bank des Richters Recht spricht oder die Kanzel besteigt.

Es fehlt zwar nicht und besonders heute nicht an Leuten, die ungemein geistreich zu sein glauben, wenn sie derartige Folgerungen aus den legitimen Bestrebungen, das Loos der Frauen zu verbessern, abstrahiren.

Ganz gewiß giebt es Männer, die besser zum Koch als zum Richter taugten und ebenso gewiß giebt es Frauen (...) die von der Kanzel herab nicht minder beweglich und zündend zu den Herzen ihrer Hörer sprechen könnten, als manch berühmter Kanzelredner, aber eine solche Frau würde sicherlich keinen Mann heirathen, der nur Talent zum Schneider besäße.“

Das heißt, sie sagt: Emanzipation, ja, wir machen das, aber Haushalt wird Frauensache bleiben. Und dann kommt aber diese Stelle, wo sie erklärt: Eine Frau, die Richterin ist oder auf der Kanzel steht, die wird keinen Mann mit einfachem Beruf heiraten, und da wird es interessant. Sie schreibt weiter:

„– So lange die Ehe besteht, wird innerhalb derselben die Arbeitstheilung in der oben geschilderten Weise *auch* bestehen und es ist die erste Pflicht der Ehefrau, den ihr davon gebührenden Antheil auf sich zu nehmen.“

Solange die Ehe besteht – das heißt, sie sagt: Kann sein, dass sie mal nicht mehr besteht. Weiter:

---

1

<http://www.zeno.org/Literatur/M/B%C3%BCchner,+Luise/Essays+und+Vorlesungen/Die+Frauen+und+ihr+Beruf/Ueber+die+Erziehung+f%C3%BCr+das+Haus>

„Es ist darum eine totale Verkennung unserer Zeit, wenn man glaubt, die Frau, wenn auch nur die gebildete Frau, von den Pflichten der Häuslichkeit frei sprechen zu dürfen. Man entzöge ihr, wie überhaupt dem weiblichen Kinde, mit der Häuslichkeit den eigentlichen Boden ihrer Kraft. Ganz gewiß kann das tüchtige Weib auch noch auf andern Gebieten wirksam sein, die außerhalb dessen liegen, was man früher ihre »Sphäre« nannte, die Mehrzahl aber wird immer, soweit wir heute die menschlichen Verhältnisse zu übersehen vermögen, ihren Hauptwirkungskreis im Hause finden, und jedenfalls werden die *tüchtigen* Frauen, welche in weiteren Kreisen etwas leisten sollen, vorzugsweise aus dem *Hause* hervorgehen.“

Ich finde das eine sehr interessante Stelle, weil man in ihr gut sehen kann, was es heißt, wenn sich gesellschaftliche Verhältnisse ganz grundlegend ändern: Einerseits schreibt Luise Büchner, es liegt in der „Natur der Sache“, dass sich Frauen um den Haushalt kümmern, aber dann erklärt sie auch, im Grunde liegt das an der Ehe und wie sie verstanden wird – und letztlich sagt sie, das wird bei den meisten so bleiben, „soweit wir heute die menschlichen Verhältnisse zu übersehen vermögen“ – und sie konnte sie natürlich nur mit begrenzter Weite übersehen.

Trotzdem hatte sie die Ahnung: Wenn sich die Verhältnisse ändern, d.h.: wenn die Ehe sich vielleicht mal ändert, und das, was man von ihr erwartet, dann könnte sich das ändern, was wir heute noch für natürlich halten.

Wie gut wäre es, wenn man solche Texte in der Schule lesen würde? Wenn man lernen würde, was die grundlegenden Ideen des Feminismus sind – nämlich unter anderem diese: dass Menschen dazulernen, und dass sie oft Dinge für natürlich und unveränderbar halten, von denen sie dann sehen: nee, das kann sich sehr wohl ändern.

Es gab vor kurzem auf Twitter so eine Sache, die rumging: Leute schrieben „Thank 10 women“ – danke zehn Frauen, einfach so, für irgendwas, was sie für gemacht haben, oder für die Art, wie sie sind, oder wie auch immer. Sehr viele Leute haben mitgemacht und sehr viele Namen genannt. Ich hab nicht mitgemacht, weil ich mich nicht entscheiden könnte, nur 10 Frauen zu nennen, denen ich danken will.

Wie oft macht man das? Wie oft dankt man Frauen, für das was sie leisten? Wie oft danken Frauen einander? Wie oft danken Männer Frauen?

Es gibt ein Klischee, das besagt, dass Frauen untereinander am gemeinsten sind. Dass Frauen ständig in Konkurrenz zu einander stehen, dass die härtesten Sachen, die über Frauen gesagt werden, von Frauen selbst kommen. Ich glaube das nicht. Ich glaube nur, man erwartet oder erhofft sich eine Art natürliche Solidarität von Frauen – und

diese Art der Solidarität erwartet man nicht von Männern, sondern nur von Frauen – und wenn Frauen dann untereinander hart sind, dann bewertet man das stärker.

Ich glaube nicht, dass Frauen besonders hart zu Frauen sind. Wenn ich die Kriminalstatistik nicht vollkommen falsch verstanden habe, sind es auch immer noch hauptsächlich Männer, die Frauen töten.

Aber es gibt dieses Klischee, dass Frauen besonders fies zueinander sind, und es hat eine Funktion: Die Funktion ist, so zu tun, als seien Frauen letztlich selbst dran schuld, wenn sie nicht weiterkommen. Als würden sie sich nur gegenseitig im Weg stehen oder einander Steine in den Weg legen. Interessantes Bild vom Patriarchat, weil darin keine Männer vorkommen.

Eine andere Variante dieses Vorurteils ist die Idee, dass Frauen nicht richtig weiterkommen, weil sie sich nicht trauen. Weil sie sich unter Wert verkaufen. Weil sie nicht genug fordern. Aber das ist lächerlich. Ganz wenig stimmt daran: Mädchen wird immer noch häufig beigebracht, sich erst um andere Andere zu kümmern und sich selbst nicht zu sehr in den Vordergrund zu stellen. Aber es wird ihnen eben deswegen beigebracht, weil das die gesellschaftlichen Erwartungen sind.

Frauen, die fordern, nerven. Frauen, die laut sind, gelten als anstrengend. Als überemotional. Als unbeherrscht. Als hysterisch, immer noch.

Im Deutschlandfunk Kultur<sup>2</sup> gab es neulich einen Beitrag von einer Schriftstellerin und Journalistin, da hieß es: (ich muss das wieder etwas länger zitieren)

„Die Zahlen sind eindeutig. Männer sind viel häufiger als Frauen in öffentlichen Debatten und Talkshows vertreten als Frauen. Zweidrittel bis Dreiviertel aller Fernsehauftritte werden von Männern bestritten, so das Ergebnis einer Studie vom Institut für Medienforschung der Universität Rostock. Ihre Artikel und Essays werden öfter in den großen Zeitungen abgedruckt, ihre Bücher werden häufiger rezensiert – nur ein Drittel aller im deutschsprachigen Raum veröffentlichten Rezensionen bezieht sich auf Bücher von Autorinnen.“

Das stellte die Autorin erstmal einfach nur fest. Woran liegt das, fragte sie? Und antwortete: am Selbstbewusstsein. Sie schreibt weiter:

„Es gibt eine überwältigende Zahl an Studien, die belegt, dass Frauen sich deutlich weniger zutrauen und ihr Selbstwertgefühl geringer ist als das von Männern. Männer halten sich für schlauer als gleich schlaue Frauen. (...) Die *Wirtschaftswoche* konstatiert, dass 87 Prozent aller Firmen in Deutschland von

---

<sup>2</sup> Tanja Dückers: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/maennlicher-uebermut-und-weibliche-scheu-mehr-frauen-an-die.1005.de.html?dram:article\\_id=463744](https://www.deutschlandfunkkultur.de/maennlicher-uebermut-und-weibliche-scheu-mehr-frauen-an-die.1005.de.html?dram:article_id=463744)

Männern gegründet werden. Niemand hindert Frauen daran, eine Firma zu gründen.“

Und weiter:

„Frauen müssen die Freiräume, die sich ihnen heute eher als früher auftun, auch nutzen. Sie müssen sich in den Ring wagen und selber etwas dafür tun, dass ihre Töchter und Enkelinnen die Vorbilder bekommen, die sie nicht gehabt haben. Sie müssen sichtbar werden. Und: Ein Stück Bequemlichkeit steckt schon hinter der noblen Zurückhaltung.“ -- Zitat Ende.

Das heißt, der eigentlich ehrenwerte Vorsatz, über die Sichtbarkeit von Frauen zu schreiben, endet damit, zu sagen, dass Frauen auch ein bisschen faul sind. Ich glaube, so löst man die Sache nicht. Auch in dieser Erklärung, dass Frauen einfach nicht selbstbewusst genug sind, kommen Männer erstaunlich wenig vor, und ich bin immer sehr skeptisch, wenn Erklärungen fürs Patriarchat damit auskommen zu sagen, dass der Charakter von Frauen eben so und so ist.

Auch diese Formulierung: „Frauen müssen die Freiräume, die sich ihnen auftun“ – die tun sich nicht einfach auf, wie eine Blüte oder was, sondern die tun sich auf, weil andere Frauen das erkämpft haben.

Nun wissen wir ja, dass Männer im Patriarchat schneller sterben, weil sie ungesünder leben, weil sie zu selten zum Arzt gehen oder zur Ärztin, weil sie öfter in Gewaltsituationen geraten. Insgesamt: weil sie zu viele Risiken eingehen.

Wenn Männer tatsächlich so schlau und selbstbewusst sind – also so schlau, wie sie selbst denken, und so selbstbewusst, wie diese Studien sagen – dann ist das Schlaueste, was Männer tun können, das Patriarchat zusammen mit Feministinnen abzuschaffen. Es gibt natürlich einige, die das schon verstanden haben. Wir brauchen, um weiterzukommen, Frauen, die wissen, worum sie kämpfen – und Männer, die wissen, dass sie mitmachen müssen.

Ich habe vor Kurzem ein Vorwort geschrieben zu einem Buch über die Geschichte der Frauenbewegung. Als das Buch erschien, habe ich ein Foto davon auf Instagram gepostet und eine Frau schrieb dazu: „Eigentlich sollte man das im Geschichtsunterricht in der Schule lernen. Das betrifft ja dann doch 50% der Bevölkerung.“ -- Und, ja, ich weiß das zu schätzen, dass sie das sagt, aber ich muss auch sagen: Es betrifft genau 100 %, um genau zu sein.

Oder, wie Luise Bücher es formuliert hat: „Was wir wollen, ist mehr als eine Frauen-, es ist eine Menschheitsfrage.“

In diesem Sinne danke ich allen, die das schon erkannt haben, und allen, die daran mitarbeiten, dass das noch mehr Leute verstehen.